

Kontinuität

Kontinuität ist ein Teil der zeitbezogenen Lebenserfahrung des Menschen. Diese zeitbezogene Lebenserfahrung kann insgesamt jedoch nur angemessen erfasst werden, wenn weitere Dimensionen zeitlichen Erlebens ergänzend Berücksichtigung finden. Zeit kommt im Erleben von Menschen zumindest in zweierlei Weise vor. Es gibt sie als Erfahrung von langer Dauer oder immer Gleichem ebenso wie als Erfahrung von Kurzfristigkeit oder rascher Veränderung. Wir organisieren einerseits unser Leben in der Gewissheit der immer wiederkehrenden Rhythmen von Tag und Stunde, von Plänen und Kalender, von Schlaf und Wachsein. Wir schaffen Beständigkeit durch Wiederholung und Reproduktion. „Die Sehnsucht nach Unvergänglichkeit“ (Assmann 2011: 15) scheint kulturell tief verankert und lässt sich in den ältesten Kulturen, z.B. der Ägyptens, nachzeichnen. Andererseits rechnen wir mit immer schnellerem Wandel zwischen gestern und morgen, der die Lebensperspektiven als offen, unberechenbar und riskant erscheinen lässt. Diese Erfahrung von Wandel und Neuerung scheint erst in jüngerer Zeit dominant zu sein, wenn sie als „Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne“ (Rosa 2005) beschrieben wird. Das erstgenannte Phänomen deutet auf Stillstand, Dauer und die Wiederkehr des immer Gleichen, das zweite auf permanente Bewegung, Veränderung und den Verlust des notwendig Vertrauten. In zeitphilosophischen Betrachtungen ist die Rede vom „Doppelspiel der Zeit“ (Kaempfer, zit. n. Pfeiffer 2007: 48), verbunden mit der Frage danach, ob es möglich ist, beide Zeiterfahrungen nur partikular in gegenseitiger Abhängigkeit oder auch universal als alternativlos zu denken. Für die Frage nach dem menschlichen Erleben dieser beiden „Zeitvektoren“ (ebd.) ist die hypothetische Annahme einer absoluten Dominanz einer der beiden unerheblich. Menschliches Erleben lässt sich nur innerhalb der beiden Systeme von Materie als Inbegriff von Wandel und Energie als Inbegriff von Dauer denken. Für den Begriff „Kontinuität“ als zeitliche Erfahrung von Beständigkeit bedeutet dies, dass er in den Grenzen seiner eigenen Relativität gesehen werden muss.

Wie widersprüchlich die beiden Erfahrungen von Kontinuität und Diskontinuität als zeitliche Dimensionen gedeutet werden können, lässt sich beispielhaft an

zwei unterschiedlichen systematischen Positionen zeigen. Die eine Position beschreibt, wie wir durch die gegenwärtigen, immer schneller einsetzenden gesellschaftlichen Veränderungen die Zukunft festlegen und die potentiell offenen zukünftigen Möglichkeiten einschränken. Wir dehnen die Gegenwart als „erstreckte Gegenwart“ (Nowotny, zit. n. Pfeiffer 2007: 73) in die Zukunft aus und erschaffen zeitliche Kontinuität, die Zukunft durch gegenwärtige Entscheidungen an die Gegenwart bindet und als das möglich Andere verhindert. Dasselbe gesellschaftliche Phänomen beschleunigten Wandels erfährt eine entgegengesetzte Deutung mit der These der „Gegenwartsschrumpfung“ (Lübbe, zit. n. Pfeiffer 2007: 75): Die Zeitspanne vertrauter Kontinuität wird durch die Innovationsverdichtung in Wissenschaft und Technologie immer kürzer. Das Neue und Überraschende ebenso wie das Veraltete rücken immer näher an die Gegenwart heran, sodass deren Vertrautheitspotential als Konstanz eine immer kürzere Dauer hat. Durch Wertschätzung und Sicherung wird dieser Kontinuitätsverlust kompensiert, indem wir absichtsvoll Vergangenes vor dem Vergessen bewahren. „Musealisierung“ (ebd.: 76) nennt Lübbe dieses Phänomen, das dem Kontinuitätsverlust mit Maßnahmen zur Herstellung von Kontinuität begegnet und in Gesellschaften mit gesteigerter Diskontinuität beobachtet werden kann.

Aus den vielfältigen Versuchen, Dimensionen von Zeit in den Strukturen der Lebenswelt des Menschen festzustellen, sollen exemplarisch wenige Beispiele aus unterschiedlichen Disziplinen herangezogen werden. Und trotz des einleitend konstatierten Doppelcharakters der Zeit wird der Schwerpunkt der Betrachtung auf die Aspekte zeittheoretischer Beobachtungen gelegt, die sich dem hier thematisierten Stichwort Kontinuität zuordnen lassen.

Aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive liegt es für Friedrich Cramer (Cramer 1994) zunächst nahe, als Hinweis auf Kontinuität Systeme in Betracht zu ziehen, die als immer wiederkehrende Phänomene auf Beständigkeit und anhaltende Dauer rekurren. Solche Phänomene sind Zyklen, Rhythmen und Rotationen, die sich gleichförmig wiederholen: Die Gezeiten oder die Umlaufbahnen der Planeten sind dafür ebenso Beispiele wie der menschliche Pulsschlag, die chemischen Reaktionen des Stoffwechsels oder der Rhythmus von Schlafen und Wachen. Die in der Uhrenzeit symbolisierte Zeit der wiederkehrenden Zyklen und Phasen richtet sich nach den makrokosmischen Frequenzen von Erde und Sonne. Die Gesetze der Physik erscheinen seit Newton als reversible, immer gültige Aussagen kausaler Zusammenhänge, bspw. der Bewegung, der Geschwindigkeit, der Arbeit oder der Energie. Die reversible Zeit liegt als Struktur all diesen Phänomenen zugrunde, die damit als dauerhaft und kausal erwartbar erscheinen. Mit dem Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik kommt es dann zu einer Wandlung in der Vorstellung davon, wie sich Ereignisse in der Natur darstellen. Die Erkenntnis, dass sich Energie

nicht ohne Verluste in andere Formen, bspw. Wärme, umwandeln lassen kann, bedingt eine Änderung in der Vorstellung der reversiblen Zeitstrukturen. Wo Veränderung zu Neuem führt, ist der Vorgang der Umwandlung selber irreversibel. Mit der damit verbundenen Einsicht in die Irreversibilität von Ereignissen wird es möglich, die Prozesshaftigkeit menschlichen Lebens als Werden und als Veränderung, als Einbruch von Neuem zu erklären. Mit dem weiteren Fortschritt der Wissenschaften werden deren bisher vorherrschende Prinzipien von Totalität und Universalität fraglich (Welsch 1988). Die Relativitätstheorie führt vom Ganzheitsdenken weg, die Theorie der Fraktale weist auf Diskontinuität und die Chaostheorie auf unerwartete Übergänge und Brüche in Systemen und Strukturen. Die Begrenztheit der Erkenntnis und die Unmöglichkeit universaler und endgültiger Aussagen eröffnen einer Aussicht die Chance, die insgesamt nun die Maßgebliche wird und von neueren Forschungen bestätigt werden soll: Aussagen der Wissenschaft sind nur als plurale und partikulare, als antagonistische und diskontinuierliche möglich (ebd.: 78). Mit dieser Entwicklung wird relativiert, was zunächst die Wissenschaftskultur des technologischen Zeitalters kennzeichnete: die Kontinuität ihrer Grundlagen und Ergebnisse als universal gültige mit Bezug auf Denken und Handeln in der Lebenswelt. Diese Grundlagen grundsätzlich als partikular, begrenzt und vielfältig zu denken, enthält in sich aber ebenso einen universalen und damit selbstwidersprüchlichen Ansatz. Die übergreifende Frage muss nach Welsch die sein, ob Einheit oder Vielfalt ohne die Folie ihres Gegenteils als Maßstab überhaupt zu erkennen sein können. Mit der alten philosophischen Diskussion von Form und Inhalt liegt aus seiner Sicht eine Unterscheidung vor, mit der das Postulat der Pluralität der Form nach als Ganzheitskonzept erscheint. Und dies deshalb, weil die prinzipielle Offenheit für die Möglichkeiten des immer Neuen das Ganze als Idee notwendig macht, ohne deren inhaltliche Vollständigkeit je erreichen zu können. Die Kontinuität in der Form der Idee der Ganzheit wird nicht durch Pluralität und Vielfalt relativiert, sondern wird gerade durch Pluralität und Vielfalt stabilisiert. Kontinuität erscheint als notwendige Voraussetzung, um Pluralität und Vielfalt systembezogen anerkennen zu können.

Diese Gleichzeitigkeit von reversiblen und irreversiblen Phänomenen der Lebenswelt wird beschreibend nachvollziehbar. Schon im Begriff „Geschichte“ scheinen zwei Dimensionen aufzuleuchten und miteinander in Konkurrenz zu stehen: Der Begriff „Geschichte“, wie er heute verwendet und verstanden wird, ist ein Begriff, der im Sinne eines „Kollektivsingulars“ (Koselleck, zit. n. Pfeiffer 2007: 63) die Summe von Einzelgeschichten insgesamt meint. Damit integriert dieser Begriff die erlebten und erzählten Geschichten des einzelnen Menschen einerseits und andererseits die Geschichte insgesamt als reflektierte Geschichte oder Historie. Diese Betrachtung erlaubt es, in der Geschichte Strukturen und Ereignisse von unter-

schiedlicher Dauer festzustellen. Einerseits werden Ereignisse erkennbar, die durch einen Anfang und ein Ende begrenzt erlebt werden. Daneben gibt es Strukturen oder Zustände, mit denen eine gewisse Dauer oder Stetigkeit, d.h. ein Wandel in längeren Fristen, verbunden ist. Strukturen können die an ihrem Zustand beteiligten Ereignisse überdauern und sich als von handelnden Personen unabhängig erweisen. Geschichte ist somit von der Gleichzeitigkeit unterschiedlich lang andauernder Strukturen gekennzeichnet, die Koselleck in der verräumlichenden Metapher der „Zeitschichten“ (Koselleck 2000) versinnbildlicht. Erscheint die geschichtliche Zeit auf den ersten Blick als lineare Erstreckung in der Abfolge unwiederholbarer Ereignisse, so enthält sie dennoch dauerhafte Strukturmomente und ist damit den in der Natur erkennbaren Strukturen in ihrer Dauerhaftigkeit vergleichbar. So sind bspw. die leiblichen Bedürfnisse des Menschen kulturell bestimmbar, aber in ihrer anthropologischen Verhaltensform als stetige Wiederholung nur begrenzt durch menschliches Handeln beeinflussbar. Gleichzeitig werden Strukturen erkennbar, die durch menschliches Handeln verursacht und bewusst gewollt als dauerhafte soziale Handlungen die Stabilität des gesellschaftlichen Zusammenhalts sichern. Die Sprache ist ein Beispiel dafür, die mit Semantik, Grammatik und Syntax dauerhafte Symbole und Strukturen aufweist, die situationsunabhängig bestehen und wiederholbar sind. Vom Erfahrungsbegriff ausgehend erschließt Koselleck unterschiedlich lang andauernde Erfahrungen als geschichtliche Dimensionen: Die erste Form der Erfahrung ist die überraschende, einzigartige und unwiederholbare Erfahrung in der Lebensgeschichte des Individuums als einmalige Erfahrung seiner Biografie. Es gibt daneben wiederholte Erfahrungen, die zu einer Art länger währender Lebenserfahrung beitragen und zu erwartbaren Erfahrungen werden. Über das einzelne Leben hinaus können diese erstreckten Erfahrungen oft auch generationenspezifisch sein und durch Weitergabe von der älteren an die jüngere Generation bewusst sozial verlängert werden. Gleichzeitig beeinflusst die Art einer bestimmten Erfahrung nicht nur ein einzelnes Individuum, sondern oft eine ganze Generation, indem sie langfristig, z.B. als politische Erfahrung, das Grundmuster deren politischer Einstellung prägt. Diesen beiden Erfahrungsarten, der kurzfristigen und mittelfristigen Dauer, stellt Koselleck eine dritte Art von Erfahrung gegenüber: einen langfristigen, direkt nicht beobachtbaren Erfahrungswandel. Er ist in der Weise langfristig und andauernd, dass er in personen- und generationenübergreifenden Sequenzen verläuft, die dem unmittelbaren Erleben nicht mehr zugänglich sind. Dieser langfristige Wandel als Kontinuitäts Erfahrung wird als „generationenübergreifende Fremderfahrung“ (ebd.: 39) in die eigene Erfahrung durch Lernen vermittelt.

Aus der Perspektive der soziologischen Diskussion lässt sich Zeit als kontinuierliche nur denken, wenn es zuvor die Erfahrung von Stabilität und Dauer in Form

langandauernder, stabiler Staatseinheiten gegeben hat. Mit diesem Gedanken eröffnet Norbert Elias (1988) seine Betrachtung zum hier diskutierten Zeitaspekt. Seinem Gedankengang liegt zunächst die Feststellung zugrunde, dass es Geschehensabläufe gibt, die einen Anfang und ein potentielles Ende haben. Eine Vielzahl solcher Abläufe findet sowohl nacheinander als auch gleichzeitig statt. Diese begrenzten Abläufe nennt Elias „Wandlungskontinuen“ (ebd.: 12). Mit Hilfe eines ausgewählten Wandlungskontinuums als Maßstab im Sinne eines „Standardkontinuums“ (ebd.) können andere Wandlungskontinuen vergleichend bewertet werden, um ein Verständnis von Zeit als Maßstab für Dauer und Wandel zu bilden. Zum spezifischen Verständnis dabei gehört, dass der Aspekt der Kontinuität sich auf den nachvollziehbaren Zusammenhang zwischen früheren und späteren Zuständen eines Geschehens bezieht. Er sagt nichts über die substantiellen Veränderungen aus, die sich im Laufe des Geschehens zutragen können. Für Elias ist das menschliche Leben selbst ein solches Wandlungskontinuum, dessen andauernde Identität sich nicht in der gleichbleibenden Substanz, sondern in der Kontinuität der Wandlungen gründet. So erlaubt die Synchronisation verschiedener Wandlungskontinuen, eine Folge von Ereignissen als kontinuierlich ablaufende Sequenz zu begreifen und damit eine zeitliche Einordnung im Hinblick auf „früher“ oder „später“ zu ermöglichen.

Die Fokussierung auf Kontinuität als zeitbezogene Lebenserfahrung des Menschen soll abschließend mit Überlegungen aus dem philosophischen Diskurs verbunden werden. Odo Marquard (1986) bezieht sich dabei gerade gegenläufig auf die Dominanz des diskontinuierlich Zufälligen in der Moderne, unterscheidet aber zwischen zwei unterschiedlichen Formen von Zufall. Es gibt für ihn das Zufällige, das auch anders sein könnte und Resultat menschlichen Willens und Entscheidens ist. Oder das Zufällige ist das, was auch anders sein könnte, aber eben nicht oder nur wenig geändert werden kann. Dieses „Schicksalszufällige“ (ebd.: 128) bestimmt überwiegend das menschliche Leben und gibt ihm ein hohes Maß an Kontinuität. Für diese Kontinuität lassen sich zahlreiche Beispiele finden: Sprache, Geschlecht, die Weltgegend und Lebenslage, Kultur, Tradition und Sitte, also Phänomene, die nicht notwendig so sein müssen, aber zunächst und vorrangig unser Schicksal bestimmen. Diese Traditionen sind unvermeidlich, gehören zum Menschsein und sind zugleich Voraussetzung für selbst gewählte Veränderung. „Die Wahl, die wir sind, wird getragen durch die Nichtwahl, die wir sind: Zukunft braucht Herkunft, Wahl braucht Übelheiten.“ (Ebd.: 125) So wird als anthropologisch notwendige Kontinuität menschlichen Lebens die vom Menschen nicht wesentlich beeinflussbare Schicksalszufälligkeit festgehalten, von der aus zugleich aber auch die Wahl von etwas beliebig anderem möglich ist. Dass dieses schicksalsgebundene Leben aber nicht wesentlich veränderbar ist, liegt in einem weiteren anthropologisch schicksal-

haften Sachverhalt begründet: „Wir sind [...] durch Geburt zum Tode verurteilt, d.h. zu jener Lebenskurze, die uns nicht die Zeit lässt, uns aus dem, was wir zufällig schon sind, in beliebigem Umfang davon zu machen.“ (Ebd.: 129)

Ursula Pfeiffer-Blattner

LITERATUR

- Assmann, J. (2011): Steinzeit und Sternzeit. Altägyptische Zeitkonzepte. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Cramer, F. (1994): Der Zeitbaum. Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie (2., rev. Auflage). Frankfurt am Main: Insel.
- Elias, N. (1988): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Koselleck, R. (2000): Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marquard, O. (1986): Apologie des Zufälligen. Stuttgart: Reclam.
- Pfeiffer, U. (2007): Kontinuität und Kontingenz. Zeitlichkeit als Horizont systematischer Überlegungen in der Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Rosa, H. (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Welsch, W. (1988): Unsere postmoderne Moderne (2., durchges. Auflage). Weinheim: VCH Acta Humaniora.